

relle Vielfalt der verschiedensten ethnischen Gruppen einmal zur Geltung zu bringen – in Ausstellungen, in Vorführungen, am «Tag der Heimat»? Das ist nur ein Beispiel unter vielen. Für unsere Zeit gilt mehr denn je die Forderung, die der Philosoph

WALTER SCHULZ als Maxime des Handelns herausgestellt hat: die *Ethik im Nahhorizont* zu vermitteln mit der *Ethik im Fernhorizont*. Das klingt abstrakt; in Wirklichkeit ist es eine sehr konkrete Forderung auch für den Bereich der Heimatpflege.

Augart

Es soll hier nicht um einen Au-gart gehen, sondern um die Aug-art der Mund-art, die ja sonst eine Ohr-art ist, also um die geschriebene Mundart, um die Schreibform des Schwäbischen. Eigentlich ist es ja ein Widerspruch, die für Mund und Ohr geltende Sprache (von sprechen!) auch dem Auge zuzuweisen und ihre Laute geschrieben (also leis!) zu geben. Wenn man sie aber schreibt, so möchte man diese Laute möglichst deutlich anzeigen, man will möglichst phonetisch genau schreiben. Das ist schon bei der allgemeinen Schriftsprache nur sehr im groben durchführbar. So sind lange und kurze, offene und geschlossene Vokale, stimmhafte und stimmlose Konsonanten nicht genau angegeben; es gelten hier eben Festsetzungen, die wir als selbstverständlich hinnehmen.

Auch für die Schreibung der Mundart muß die phonetische Forderung oben an stehen. Voll phonetische Schreibung ist aber hier noch weniger durchführbar als bei der Schriftsprache, sie ist auch gar nicht erwünscht. Eine möglichst rein phonetische Schreibung braucht nur die Wissenschaft für Sprachgeschichte und Sprachvergleich. Sie muß sich dazu aber mancher besonderen Zeichen bedienen, und ihre Sprachdarstellung wird so für Nichtfachleute oft fast unleserlich.

Wenn aber in Mundart Gedichte, Erzählungen, Spielstücke aus dem Lebensbereich der Mundartssprecher geboten werden, so sollen sie auch von diesen gelesen werden können. Hier liegt nun ein Problem: die schriftliche Darbietung der Mundart soll deutlich sein, aber einfach. Dafür gibt es keine verbindlichen Festsetzungen wie für die Schriftsprache. Wir haben keinen «Rechtschreib-Duden» und keinen «Aussprache-Siebs» für unsere Mundart. Die Mundartschreiber haben hier also weithin freie Hand, wie sie die Laute der Sprache wiedergeben wollen, und sie nützen diese Freiheit z. T. übertrieben aus. Sie sind aber doch dadurch eingeengt, daß sich mit unseren 25 Buchstaben eben nicht alle Laute genau wiedergeben lassen.

Karl Häfner

Viele Mundartschreiber sehen nun eine wesentliche Seite ihrer Freiheit darin, daß sie alle die Festsetzungen der allgemeinen Sprache nicht berücksichtigen, die nur für die geschriebene Sprache gelten, für das Hören aber nicht bestimmend sind. Sie verwenden deshalb keine Großbuchstaben für die Substantive und verzichten auf viele Dehnungs- und Schärfungszeichen. Wenn man bloß ans Sprechen denkt, scheinen auch die Buchstaben c, v, x, y, z überflüssig. Da die Setzungen aber in der Schriftsprache vertraute Wortbilder geben, sollte auch die Mundart sie weitgehend beibehalten, damit ihre Wortbilder nicht gar zu ungewöhnlich werden. Feste Wortbilder sind für das Lesen wichtig; der nicht ganz ungewandte Leser liest ja nicht Buchstaben, sondern Wörter und Wortgruppen.

Das gilt sicher von der Großschreibung. Gewiß hört man sie nicht. Sie wäre also bei der Mundart, bei der es vor allem auf das Hörbare ankommt, nicht nötig. Solange aber die Schriftsprache nicht auf sie verzichten will, sollte die Mundart es noch weniger tun. Wenn für die Berechtigung der Großschreibung in der Schriftsprache gesagt wird, daß sie das Lesen erleichtere, so sollte man bei der Mundart auf diese Erleichterung nicht verzichten. Man braucht für die Schriftsprache nicht die allgemein bekannten künstlichen Beispiele anzuführen (weise Reden hören, Weise reden hören), muß aber doch zugestehen, daß in der Großschreibung eine wichtige Hilfe für die Unterscheidung der Wortbilder liegt.

Und so unnötig und widersprüchlich manche Zeichen für Länge und Kürze in der Schriftsprache sind, auch sie tragen dazu bei, uns feste Wortbilder zu geben. Der Abstand der Schreibung «fi» vom Wort «Vieh» wäre doch zu groß. Bei manchen Wörtern der Mundart ist es auch gut, Länge oder Kürze besonders zu zeigen, weil sie anders sind als in der allgemeinen Form der Sprache, so etwa *dees*, *wedder* statt *des* und *weder*.

Wenn durch Verzicht auf Großschreibung und Weglassung mancher Dehnungs- und Schärfungs-

zeichen ein bißchen Ballast der Schriftsprache abgeworfen wird, der für die phonetische Schreibung der Mundart lästig wäre, so könnte das bloß einen kleinen Anfang bedeuten, und für die Laute selber bleibt noch viel Arbeit. Worin diese beim Schwäbischen besteht, soll hier angedeutet werden. Es kann sich dabei aber nicht darum handeln, daß ein allgemeines Schwäbisch gezeigt werden soll. Zwischen der Äblermundart MATTHIAS KOCHS von *Dierenga* oder der SEBASTIAN BLAUS aus dem einst vorderösterreichischen *Raoteburg* oder der Unterländer Mundart AUGUST LÄMMLES von *Aosweil* bestehen große Unterschiede, die bei der schriftlichen Darstellung nicht verwischt werden sollen.

Wenn die Mundart örtlich bestimmbar bleiben soll, so ist an erster Stelle die Verschiedenheit des Doppellautes *ei* (altes *ei*) zu nennen, der im Westen zu *oa*, in der Mitte und im Osten zu *oe* wird; dort lauten *nein*, *breit*: *noa*, *broat*; hier dagegen *noe*, *broet*. Diese Formen werden selten vermischt, so zuweilen bei LÄMMLE, bei dem in demselben Gedicht Wörter mit *oa* und *oe* vorkommen können. Will er damit beiden Seiten dienen, oder ist es vielleicht in seinem hart an der *oa-oe*-Grenze liegenden *Aosweil* so? Die Form mit *oe* scheint vielfach, als die in Stuttgart übliche, für feiner zu gelten als die mit *oa*. Ganz auf örtliche Festlegung verzichtet haben die sogenannten Salonrytiker des vorigen Jahrhunderts. Sie haben so in ihren Gedichten ein allgemein verständliches Schwäbisch geboten und damit netten Lesestoff geliefert, aber so weder der Mundart noch dem Volkstum gedient. In welchen Stücken bringt nun möglichst lautgetreue Schreibung des Schwäbischen die größten Abweichungen von der allgemeinen Schriftsprache? Wie und wie weit können diese angedeutet werden, ohne daß die Lesbarkeit zu stark beeinträchtigt wird und Wortbilder entstehen, die zu sonderbar, oft lächerlich sind?

Die wichtigsten Unterschiede sind bei den Konsonanten die Erweichung der harten *p*, *t*, *k*, auch *z* (= *ts*), und die Verbreiterung des *s* zu *sch* in *st* und *sp*; bei den Vokalen einige Doppellaute, die gerundeten Laute, die Senkung von *i* und *u* vor Nasalen und die Behandlung des verdumpften *e*.

Spitze *st* und *sp* kommen im Schwäbischen kaum vor, weder im In- und Auslaut, noch im Anlaut, überall wird verbreitert! Da auch die gewählte Hochsprache im Anlaut verbreitern darf, besteht wohl keine Notwendigkeit, daß bei Schreibung der Mundart hier breite Laute angegeben werden, womöglich als *schd* und *schb*. Überhaupt ist es wohl nicht zweckmäßig, jede Verbreiterung schriftlich zu zeigen, besonders nicht bei den Endungen der Superlative und bei Zeitwortformen; allzuviel *sch* ist

nicht eben schön: *schdärrichschd*, *schbidsichschd*, *schdrenschd*, *schbrichschd*, *schdobfschd*.

Eine sehr stark ins Ohr fallende Besonderheit des Schwäbischen ist das Fehlen der harten Verschlusslaute *p*, *t*, *k*. Zwar wird *k* vor Vokalen hart gesprochen (Kasten, Kerl) und auch *p* und *t* kommen vor, aber nicht dort, wo die Schriftsprache sie setzt (*behalten* = *palte*, *die Hand* = *ta'd*); aber im allgemeinen lauten alle weich, sogar im Anlaut. Es ist nun aber doch nicht ganz richtig, *p*, *t*, *k* einfach durch *b*, *d*, *g* zu ersetzen, da diese «weichen» Laute bei uns ja doch nicht eigentlich weich, d. h. stimmhaft gesprochen werden, sondern eben bloß schwache harte, d. h. nicht behauchte sind. Unsere Mundart kennt ja überhaupt fast keine wirklich stimmhaften Konsonanten, auch *l*, *m*, *n*, *s*, *w* erhalten selten Stimmton. Es kann deshalb keine zu starke Versündigung an der «Richtigkeit» der Mundart sein, wenn an weniger markanten Stellen die harten Laute der Schriftsprache beibehalten werden. Namentlich da, wo von der Schriftsprache her eine falsche Blickrichtung eingeleitet werden könnte. Wenn *walzen*, *Wirt*, *Volk*, *Torte*, *Pracht* mit Buchstaben für die weichen Laute geschrieben werden, so denkt man unwillkürlich an *Wald*, *wird*, *folgen*, *dort*, *brachte*; *patschen* als *badtschen* geschrieben läßt an *baden* denken; *treu* als *drei* ist wohl nicht angängig. Solche Verwechslungen sind lästig; es gibt schon in der Schriftsprache mehr, als wünschenswert ist, die Mundartschreibung soll sie nicht noch vermehren.

Weil so örtliche Unterscheidungen angegeben werden können, sei auch der Buchstabe *r* gestreift. Wörter wie *Gaarten*, *kuurz*, *Wiit*, *Hiisch* zeigen, daß *r* die Silben längt oder ganz ausfällt. In *Aoher*, *Raoher*, (*Ohr*, *Rohr*) wird vor *r* ein Laut eingesetzt, in *aram*, *Bereg*, *Hora* (*arm*, *Berg*, *Horn*) nach ihm; ein *s* wird nach *r* zu *sch* verbreitert (*fürsche*).

Bei den Vokalen entsteht die Frage, ob die gerundeten *ö*, *ü*, *eu*, *äu* beibehalten werden sollen. Unsere Mundart rundet hier nie, in ihr werden sie zu *e*, *i*, *ei* und sind auch deren Änderungen unterworfen. Da die Entrundung ohne Ausnahme ist, schadet es kaum, wenn die Buchstaben für sie belassen werden, wo sonst irrtümliche oder schwer lesbare Wörter entstehen würden. Kein Schwabe wird einen gerundeten Laut sprechen, wenn *baös*, *müed* geschrieben wird; aber diese Formen sind leichter verständlich, als wenn *baes*, *mied* geschrieben würde.

Dagegen wird man nicht darauf verzichten wollen, die Senkung von *i* (und *ü*) und *u* zu *e* und *o* vor Nasalen anzugeben. Wenn diese Besonderheiten unserer Mundart nicht bezeichnet werden, so ergibt sich eben kein Schwäbisch (*Kenderwendel*, *gsond ond monter*, *Rompf ond Stompf*).

Zweifel für die Schreibung der Mundart gibt es auch bei den Wörtern, in denen die Schriftsprache *e* hat; dieses *e* kann ja breit als *ä* oder spitz als *e* gesprochen werden; die schwäbische Form der Hochsprache bringt alles durcheinander, *e* kann als *ä*, *ä* als *e* gesprochen werden (*leer, beten, fährt, Räder, Schwefelbäder*). Man könnte nun meinen, phonetische Schreibung der Mundart müsse in diesem scheinbar willkürlichen Durcheinander Klarheit bringen und *lär, bäten, ferd, Reder* schreiben. Das wäre eine arge Verirrung; kein Schwabe wird, wenn er nicht künstlich Bühnensprache sprechen will, *fährt* und *Räder* mit *ä* sprechen. Hier sollte unbedingt auf die genaue Darstellung der Laute verzichtet werden und die allgemeine Schreibung beibehalten werden.

Auch über die aus offenen und geschlossenen Lauten entstehenden Doppellaute sollte Klarheit herrschen: hier *ae* (*See, weh*), dort *ea* (*Weg, leben*). Wie *ae* und *ea* auseinanderzuhalten sind, so auch *oa* und *ao* (*noa, broat, laos, taot*).

Von sehr großer Bedeutung für die Schreibung der Mundart ist der zwischen *e* und *a* liegende Laut vieler Nebensilben. In der Schriftsprache steht hier meist *e*. Soll man nun, um deutlich zu zeigen, daß Mundart dargestellt werden soll, hier überall *a* setzen? Vielfach geschieht das. Sicher aber wird so der Mundart schlecht gedient, weil ungewohnte Wortbilder entstehen. Das ist besonders der Fall, wenn noch andere Laute der Mundart phonetisch genau wiedergegeben werden wollen. Dann gibt es Formen wie *wandarar, schbarar, fedara, fegala, lärarna, biddarar, dadla, hobla, (hopla!), dabfara, dsabla, gaggara, sdagalad, die Wanderer, Sparer, Federn, Vögelein, Lehrerinnen, bitterer, tadeln, hobeln, tapferen, zappeln, gakkern, s tagelet* bedeuten sollen. Verbindungen sehen dann so aus: *ama alda schnadarar, beima arga boldarar*. Manche Mundartschreiber sehen in dieser Verwendung des *a* eine besonders gute Verdeutlichung der Mundart; sie scheinen zu meinen, zur Mundart gehöre notwendig derbe Breite.

Das zeigen sie dann besonders auch in der Behandlung der alten Doppellaute *ie, uo, üe* die sie nicht als *ie, ue, üe* schreiben, sondern breit als *ia, ua, ia*, also *liab, guat, miad*. Es heißt dann bei ihnen: *a liaba, guada Muadar, dia miada Briadar, a wiaschda arga Kuafligada*. Hier zeigt sich neben der Vorliebe für das Breite, Ungeschlachte auch ein Hinüberschielen zum Bairischen. Als Begründung dafür, *ie* als Doppellaut *ia* zu schreiben, mag man vielleicht anführen, daß so nicht das Dehnungs-*e* gemeint ist. Wenn aber die Dehnung gar nicht oder durch Doppel-*i* bezeichnet wird, so kann für den gesprochenen Doppellaut *ie* beibehalten werden (*vil, Wiise; lieb, Tier*).

Es sind vielerlei Fälle, in denen zur Schreibung der

Mundart andere Buchstaben zu setzen sind als in der Schriftsprache, weil die Mundart eben andere Laute hat. Aber man sollte auf eine lautgetreue Wiedergabe verzichten, damit nicht zu seltsame Wortgebilde entstehen. Die Lesbarkeit ist für das «Mundartvolk» wichtiger als genaue Darstellung der Laute, die ja doch immer bloß ungenau sein wird.

Überhaupt legt man bei der Schreibung der Mundart vielleicht zuviel Wert auf die Lautung und vernachlässigt darüber Wichtiges, was unbedingt auch dazu gehört: ihre besonderen grammatischen Formen. Hier sei bloß genannt die Bildung der Mehrzahl und manche Zeitwortformen. So heißt es im Schwäbischen *Däg, Roß, Faß, Geschäfte, Tanten, Mischtena, i tritt, i hilf, i gsieh, mr saget, se kommet*. Kaum weniger wichtig als die einzelnen Laute sind auch die Verbindungen, Zusammenziehungen, Weglassungen der Mundart. Wie sollen diese angedeutet werden? Gar nicht, durch Apostroph, Bindestrich? Als allgemeine Regel kann bloß genannt werden: Nicht zuviel Zeichen setzen und keine ungewohnten Zusammenziehungen bilden. *Ufem Berg* geht gut, *ufeme Berg* schon weniger, *ama Tag* geht an, *anama Tag* aber kaum mehr. Viele Zeichen machen das Schriftbild unruhig, und sie stören beim Lesen. Sie können wohl in manchen Fällen Hilfen geben und das Unterscheiden erleichtern, etwa bei der mehrfachen Bedeutung von *no* (*nun, nur, noch, nahe, nachher*).

Daß der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache nicht nur in der Lautung liegt, sondern ganz wesentlich auch im Wortschatz, ihrer ganzen Ausdrucksweise, ihrem Reichtum an Redensarten, braucht nicht betont zu werden, wenn von der schriftlichen Darstellung der Mundart gehandelt wird. Angeführt soll es aber doch werden, weil hier vielfach gefehlt wird. Es ist schlechte Mundart, auch wenn ihre Laute noch so gut angegeben werden, wenn sie nicht aus der Sprachwelt der Mundartssprecher, sondern aus einer anderen Geisteshaltung heraus gegeben wird.

Zum Schluß sei noch auf eine Hemmung hingewiesen, zu der geschriebene Mundart leider führen könnte: Für die Mundart wesentlich ist auch ihr Wort- und Satzton, die ganze Sprachmelodie. Zu genaue Angabe der Lautung erschwert nicht nur das Lesen der einzelnen Wörter, es beeinträchtigt auch die Betonung. An richtige Betonung kann man über der Mühe, die das Lesen macht, oft gar nicht mehr denken. Man steht der Sprache gegenüber wie Grundschüler beim Lesenlernen und verfällt dann auch beim Lesen der Mundart in den Schulten der Leseanfänger. Wenn geschriebene Mundart gelesen werden soll, so ist die Betonung wesentlich; es ergibt

sich eben sonst keine Mundart. Wer in der Mundart lebt, in wem sie lebendig ist, der wird richtig betonen, auch wenn die einzelnen Wörter nicht ganz lautgetreu wiedergegeben sind.

Deshalb sollte die Entscheidung bei der Schreibung der Mundart so fallen: So schreiben, daß es als Mundart gelesen werden kann, leicht gelesen werden kann und deshalb gern gelesen wird. Die Schreibung soll zeigen, daß es Mundart ist, welche Mundart es ist, aber sie soll das Lesen nicht zu sehr erschweren, indem sie Wortgestalten bildet, die von denen der uns vertrauten Schriftsprache zu sehr abweichen. Die Mundart soll in ihren Wörtern nicht Rätsel bieten, die gelöst werden müssen. Es ist ja nett, wenn bei einem verrätselten Wort das Aha-Erlebnis kommt: Das ist gemeint! Aber wichtiger als dieses kleine Erlebnis ist das große Erlebnis des ganzen Lesens, und das wird über dem kleinen oft verhindert. Geschriebene Mundart will in Gedichten,

Erzählungen und Spielstücken Freude und Gelöstheit bringen und darf deshalb nicht zum Lösen von Worträtseln nötigen.

Phonetische Verrätselung der Mundart ist keine sorgliche Pflege, sondern fast möchte man sagen, eine Verteufelung. Sie zeigt fast immer, daß die Schreiber sich selber nicht in die Mundart stellen, sondern vornehm überlegen *ü b e r* sie. Vielfach entsteht der Eindruck, daß ihnen die Mundart überhaupt keine so recht ernste, sondern eine mehr oder weniger lächerliche Sprachform ist. In witzigen, lustig sein sollenden Stücklein soll bei ihnen deshalb schon die Schreibung mancher Wörter ein billiger Witz sein. Sie muten der Mundart zu, daß sie in ihren Wortformen den dummen August, den Bajaß mache. Wer Mundart schreibt, sollte nicht über sie spotten, sondern sie als einen Teil der Heimat pflegen. Dazu soll sie aber so geschrieben werden, daß sie gern gelesen wird.

Christian Wagner Märchenerzähler, Brahmine und Seher

Friedrich A. Schiler

Ostersamstag

Wie die Frauen
Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammen standen,
Worte nicht mehr, nur noch Tränen fanden,

So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen.

Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist ganz trüb der Himmel.
Traurig stehen sie, die Köpfcchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.

Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Öde,
Weiße Tüchlein aufgebunden jede,

Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Wildnis.

Ich zähle dieses Gedicht – das ist sicher sehr subjektiv – zu den mir liebsten Gedichten deutscher Spra-

Überarbeitete Fassung einer Sendung des Südwestfunk-Landesstudios Tübingen.

che. Es wurde vor gut 80 Jahren geschrieben von einem damals wie heute wenig Bekannten: von CHRISTIAN WAGNER aus Warmbronn. Einem Kleinbauern aus dem württembergischen Gäu. Allerdings: Bauern- oder gar schwäbische Heimatdichtung ist das nicht. (Von AUGUST LÄMMLE spricht man darum mehr als von CHRISTIAN WAGNER.) HERMANN HESSE, GUSTAV LANDAUER, KURT TUCHOLSKY haben ihn schon zu Lebzeiten erkannt und gerühmt: *Christian Wagner, den ich immer bei mir führe* und *nur: die Deutschen lesen solche deutschen Gedichte nicht* heißt es bei TUCHOLSKY; KARL KRAUS hat ihn dann in der Fackel gerühmt, THEODOR HEUSS hat ihn liebevoll beschrieben, ALBRECHT GOES, ROBERT MINDER haben ihn zitiert. Und neuerdings wird er wieder aus der Versenkung geholt: Vor ein paar Jahren Aktivitäten einer Christian Wagner-Gesellschaft, eine neue Gedichtauswahl, Faksimile-Ausgaben der «Eigenbrötler» und der «Sonntagsgänge». Dazu Dispute im Leonberger Gemeinderat um das Geburtshaus in Warmbronn: merkwürdige Renaissance eines Außenseiters – fast suspekt, wenn man auf die Schar seiner Verehrer zurückblickt: Den «vaterlandslosen Pazifisten» HERMANN HESSE, den «subversiven Literaten» KURT TUCHOLSKY, den kritischen Intellektuellen KARL KRAUS, den kompromißlosen Demokraten THEODOR HEUSS, den «Anarchisten» GUSTAV LANDAUER.